

Günther Schönbauer: 'Kapital'-Besitz und Lebensstil in Japan. Empirisch-theoretische Experimente zu Bourdieus Klassensoziologie aus japanischem Blickwinkel. Unter Mitarbeit von Katsuhiko Yoshime. Berlin, Hamburg: Argument 1997 (= Edition Philosophie und Sozialwissenschaften 39)

Vorliegende Arbeit ging, wie wir aus dem Vorwort entnehmen können, aus einem Anfang 1991-1993 an der Universität Ôita durchgeführten Forschungsprojekt hervor. Der Projektcharakter wird mehrfach angesprochen, es handle sich lediglich um „Experimente“ (11), „Tentativität, Unabgeschlossenheit und Vorläufigkeit“ (48) werden eingeräumt. Daß es sich in der Tat um eine noch sehr grobschlächlige Pilotstudie handelt, soll diese Rezension aufweisen.

Vom Ergebnis her aufgezümt, zeige sich, daß Lebensstile in Japan nicht so sehr zur Schau gestellt und Unterschiede undramatisch präsentiert sowie von vielen klassen- und fraktionsübergreifenden Gemeinsamkeiten überlagert würden. Nun wurde diese Aussage aber wiederholt und vorweg in den forschungsfankierenden Arbeitshypothesen festgeschrieben. Ich habe den unauslöschlichen Eindruck, daß diese Studie mehr darüber aussagt, wie theoretische Vorannahmen, Leitinteressen und methodische Vorentscheidungen die Fragestellungen bis hin zu den Ergebnissen beeinflussen, denn über die japanische Gesellschaft als solche. Ich möchte mich daher im folgenden auf diesen wissenschaftstheoretisch interessanten Aspekt konzentrieren, ohne die konkreten empirischen Befunde im Detail zu referieren.

Die Studie ist sehr systematisch und klar gegliedert, man ist versucht zu sagen, sehr „teutonisch“ im Vergleich zu Bourdieus essayistisch ausschweifender und üppiger Prosa (als Bezugswerk gilt jeweils: Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Übers. von Bernd Schwibs und Achim Russer. 4. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991 = Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 658). Eingangs wird kurz über die Bourdieu-Rezeption in Japan berichtet und die Anwendbarkeit seiner Konzepte auf dieses Land befragt. Nicht zuletzt hat Bourdieu seine Erhebungen in den 1960er Jahren und in Frankreich gemacht. Seit dann hat sich allerdings das soziologische Interesse stark auf (neue) soziale Ungleichheit konzentriert. Japan sei ein „egalitärer“ Kandidat mit einem am Kollektiv ansetzenden Gesellschaftsaufbau, der als „hierarchisch-

personalistisch“ aufgefaßt wird (13). Wie ausgeprägte Hierarchien mit Egalität zurechtkommen, wird nicht verraten. Oder führt - marxistisch-anachronistisch gedacht (pfui) - materielle Gleichschaltung zur Verschleierung von Macht- und Klassenverhältnissen?

Der Autor rekonstruiert jene Bourdieu'schen Theorieüberlegungen, die empirisch überprüfbar sind. Seine Wiedergabe ist scharfsichtig, jedoch in einem Ausmaß auf die wichtigsten Theoreme konzentriert, daß stellenweise die ursprüngliche Komplexität arg reduziert wird. In den Ergänzungen und Desiderata findet sich eine erfrischend respektlose Kritik an Bourdieu'schen Unschärfen. Nach Schönbauer gebe es bei Bourdieu drei Hauptklassen mit korrespondierenden Attitüden: Arbeiter (Notwendigkeitsgeschmack), Mittelklasse (Bildungsbeflissenheit) und eine herrschende Klasse (Luxusgeschmack). In letzterer unterscheidet Bourdieu allerdings strikt zwischen Bildungs- und Besitzbürgertum. Analoge Verkürzungen und Vergrößerungen finden sich leider allenthalben. Hingegen ergeben sich diese auch aus Operationalisierungsgründen.

Bei Bourdieu dienen Berufe als Schlüsselindikatoren der Klassenzuweisung. Schönbauer holt sich nun in längeren Exkursen zur japanischen Bildungs- und Arbeitswelt die Legitimation für seine Entscheidung, Haushalte als Klassifikationseinheit zu verwenden. In Japan gebe es eine Bildungsmeritokratie und nahezu alle eines Jahrganges erwerben einen Abschluß der Oberschule (High school). Arbeitsplatzzuweisung geschehe durch die Universitäten, an denen nicht berufsspezifisch ausgebildet werde. Zudem werde die Arbeitskraft in Unternehmen polyvalent genutzt und berufsübergreifend weitergebildet. Es gebe demnach in Japan keine beruflichen Arbeitskraftmuster, weshalb sich Haushalte als Untersuchungsgrundlage der Lebensstile empfahlen. Was hier vom Autor anskizziert wurde, stimmt zwar tendenziell, aber eben auch nur partiell. Er beschreibt hier Phänomene, die das aristokratische Drittel der Angestellten in großen Betrieben und Behörden betreffen. Gerade am oberen und unteren Rand der japanischen Gesellschaft haben Leute hingegen durchaus ein ausgeprägtes Berufsbild und -bewußtsein (z.B. Ärzte, Rechtsanwälte, Künstler und Handwerker, Bauarbeiter oder Lkw-Fahrer ...). Die später angeführte Klassifikation nach Fukutake T(adashi?; ärgerlicherweise fehlen auch im Literaturverzeichnis die vollen Vornamen) arbeitet ja auch mit Berufsklassen vergleichbaren Untergrup-

pen. Jedenfalls passiert hier eine gravierende Weichenstellung. Auf Haushaltsbasis werden geschlechts- und generationsspezifische Differenzen nicht erfaßt, was die Optik arg schlierig macht. Gerade in den jüngeren Alterskohorten tun sich spannende Pluralisierungstendenzen und Entwicklungen auf in bezug auf Freizeit und Konsum, die somit durch das allzu weitmaschige Netz fallen.

Auch bei der Konstruktion der Hauptklassen und Klassenfraktionen lassen sich analoge Versimplungen ablesen. Ökonomisches Kapital wird nach Jahreseinkommen bemessen, kulturelles Kapital anhand des Bildungsabschlusses der Haushaltsvorstände operationalisiert. Damit kommt Schönbauer auf drei Hauptklassen: eine kleine „herrschende“ Klasse (5%), eine sehr große Mittelklasse (75%) und eine Unterklasse (20%). In der Mittelklasse werden sechs Fraktionen konstruiert mittels Kombination von jeweils großen, mittelgroßen und kleinen Beständen an Wirtschaftskapital und viel oder mittelgroßem Kulturkapital. Wenig Kulturkapital zu haben, gelte für die gesamte Mittelklasse nicht. Weil die Jahrgangsquote der Oberschulabgänger zu 100% tendiere, sei wenig Kulturkapital „zwingend“ auszuschließen (41). Dagegen lassen sich mindestens zwei Einwände erheben: Zum einen werden mit der alleinigen formalen Schulbildungszuweisung alle (massiv vorhandenen) Qualitätsunterschiede zwischen den Bildungsinstitutionen eskamotiert. Zum anderen sind japanische Oberschulen eher dafür berühmt, abrufbares Wissen für die Universitätsaufnahmepfungen zu vermitteln, als dafür, „Kultur“ zu vermitteln. Es müßte hier sowohl die durchlaufene Bildungskarriere je nach Institutionstypus (privat, staatlich, prestigeträchtig oder nicht etc.) reflektiert werden wie auch die soziale Herkunft, die ganz entscheidend für die Ausbildung eines bestimmten Habitus' und Gouts ist. Nicht einbezogen werden auch die bei Bourdieu ausführlich geschilderten Inflations- und Entwertungserscheinungen bei Bildungstiteln im Rahmen einer rasant steigenden allgemeinen Bildungsausweitung. Auch hier werden also viele feine Unterschiede vorgängig weggefiltert.

Bei den folgenden Überlegungen zum theoretischen Zusammenhang zwischen Klassen, Fraktionen und Lebensstil tritt die Problematik spekulativer und allzu schneller Vorentscheidungen deutlich zutage. Hier wird das Phantom eines kulturalistisch-gruppistischen Gesellschaftsmodells entworfen, das dann via Forschungsdesign empirisch nachgezeichnet wird. Schönbauer prä-

sentiert fünf Hypothesen. Deren zweite besagt, daß westliche Lebensstilanleihen und zeitlos gültige, „legitime“ Kulturimporte bei hohem kulturellen Kapital auftreten. Ein „gemischter“ Lebensstil sei typisch.

Im weiteren greifen die Autoren vier zentrale Werte auf, die als verbindlich serviert werden. Dabei handelt es sich um: *amae*, ein klein-kollektivistisches, hierarchisch-personalistisches Kulturmuster, das „in die Herzen eingeschrieben“ sei (51). Der Gruppenmensch sei vorrangig. *Enryo* (Zurückhaltung) Sorge für den „Gefühlsmenschen“ in sozial hoch integrierten Kleingruppen. *Seishin* steht für persönliche Charakterstärke, Durchhaltevermögen und vieles mehr. *Wa*, Harmonie, ist der vierte im Bunde sattsam bekannt einseitiger, japanozentrischer Entwürfe dieser ach so unvergleichlichen Gesellschaft. Dafür wird wiederholt Nakane Chie bemüht, deren reduktionistische hierarchische Überzeichnung der japanischen Sozietät hinreichend, müßte man meinen, kritisiert wurde. Als Japanologe könnte man einen Schrei- oder Heulkampf bekommen (je nach Temperament) ob der unbekümmerten Ignoranz, die seiner kritischen Stimme begegnet. Es ist irritierend erstaunlich mit welcher Dickschädeligkeit nicht-japanische und japanologisch unbeschädigte oder unbedarfte Forscher Vertreter der „Japan(er)diskurse“ (*nihon<jin>ron*) nachbeten und ihnen blinden Glauben schenken. *Wa*-Bestandteile des Kulturmusters sollen nun Distinktionsverzicht fördern. Die Gemeinschaftshypothese besage, daß bei hohem Emotionsgehalt eines Objektes dieses „jenseits von Stand und Klasse“ verarbeitet werde. Auf Gemeinsamkeiten sei auch der Fragebogen abgestellt (54). Hier wird unbeschwert eingestanden, daß gesellschaftstheoretische Mutmaßungen prämissenhaft die Blickrichtung dirigieren: Was Wunder, wenn ebendiese in den Ergebnissen widergespiegelt werden. Diese werden ja geradezu hypothetisch vorweggenommen.

Lebensstil werde in Japan „undramatisch präsentiert“, die Außenwirkung sei eher unwichtig. Kein Innovations- oder Experimentierdruck laste auf dem Lebensstil (56). Dem widerspricht nicht nur der Augenschein - auf den ich mich hier, ganz wie die Autoren des öfteren im Buch - berufen darf: Ein kurzer Blick in eine Zeitschriftenabteilung einer Buchhandlung genügt, um zu sehen, welches Ausmaß die Magazinindustrie in Japan erreicht hat, mit Dutzenden Lifestyle-Magazinen, die jeweils verschiedene Altersstufen und Geschlechter ansprechen und voll der Anweisungen sind betref-

fend Mode, Wohnen, Essen, kultureller Events, Hobbies wie Gärtnern etc. und neuer Trends, die ausgerufen und verstärkt werden.

Der Habitusbegriff von Bourdieu impliziere eine aggressive Demonstrationsneigung. Dieser ubiquitäre Selbstdarstellungshang sei nur eine Aufblähung des Imitations- und Distinktionskonzepts, das Georg Simmel anhand der Mode entwickelt hat. Zudem attestiert Schönbauer in einem bemerkens- und bedenkenswerten Seitenhieb auf den Meisterdenker, daß bei ihm herrschende („legitime“) Kultur mit der Kultur der Herrschenden zusammenfielen, da Bourdieu, ein dem dörflichen Kleinbürgertum entstammender Parvenu, das Kulturverständnis der Pariser Großbourgeoisie zur Kultur katexochen hochstilisiere (58). In Japan sei bezüglich Habitus ein Parochialismus prägend, der von Problem- und Situationsabhängigkeit bedingt sei. Das Innenleben der Gruppe sei wichtiger als die Außenwelt, die scheide „als Quelle von Imitationsbestrebungen und Publikum für Imponier- und Distinktionsgehabe aus.“ (60) Für diese gruppenbezogene Beschränktheit und Binnenorientierung wird wieder Nakane in den Zeugenstand gerufen. Aus obigem wird weiters geltend gemacht, daß „sich in Japan Freizeitaktivitäten um so größeren Zuspruchs erfreuen, je weniger individuelle Initiative, Entscheidungsfreude und Entschlußkraft sie erfordern.“ (62) Hier treiben wir im brackigen Fahrwasser der Gruppenspekulanten und bleiben ohne empirischen Kompaß im Strom der Beliebigkeit. Ein Exkurs zur sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion der oben angeführten vier Zentralwerte, die metasprachlich präzisiert werden, bleibt linguistische Tändelei, wenn nicht empirische Erhebungen verdeutlichen, wie überhaupt die benannten vier Werte zu ihrer Ehre der Zentralität kommen.

Die Primärdaten der Studie wurden in Ôita, einer 420.000 Einwohner zählenden Industriestadt in Nordkyûshû, über 685 „zufällig“ ausgewählte Haushalte erhoben. Die mangelnde Repräsentativität wurde wie vieles andere auch reflektiert. Der Fragebogen wurde im Anschluß an Bourdieus Original erstellt, allerdings aktualisiert und an japanische Verhältnisse adaptiert. Zusätzlich wurden offene Fragestellungen beigefügt. Die Datenmenge wurde korrespondenzanalytisch ausgewertet. Aber auch hier geschah eine tückenreiche Auswahl: Ernährungs-, wohnungs- und kleidungsspezifische Fragen wurden ausgeklammert, weil sich dort der Geldfaktor dominant durchschlug. So einfach hätte man es sich nicht machen dürfen.

Schließlich ist jedes Konsumgut im Reich jenseits der Notwendigkeit nicht einfach „neutral“. Und könnte es nicht sein, daß in einer konsumistischen und neureichen Gesellschaft, wie die japanische eine ist, gerade im Bereich des „Materiellen“ die entscheidenden Distinktionskämpfe ausgefochten werden?

Erfragt wurden mithin 18 Freizeitaktivitäten, Malerei-, Literatur- und Filmpräferenzen. Auch hier ist die Auswahl des Erfragten ziemlich arbiträr. Unter den Freizeitbeschäftigungen finden sich: Fernsehen, Teezeremonie, Ikebana, Pachinko, Spiele, Basteln, Museumsbesuch, Instrument, Kabuki, Nô, Bunraku, Sport, Zelten, Wandern und mehr. Z.B. auch Gebete an Schrein oder Tempel. Zwischenruf: Würde man in Europa unter diesen Umständen nach Kirchenbesuch fragen? Hätte man sich nicht ebensogut nach folgenden populären Tätigkeiten, die im Fragenkatalog fehlen, erkundigen können? Nach *doraibu* (mit dem Auto spazieren fahren), Besuch von Vergnügungsparks, Teilnahme an Weiterbildungskursen oder Ausgehen (Essen, vor allem Trinken; aber die schnöden „materiellen Dinge“ wurden ja exkludiert). Fernsehen wird in der ganzen Stichprobe am häufigsten genannt. Hier wird ein von Bourdieu immer wieder angemahntes Element valid: Daten obiger Natur bleiben nackt und aussagearm, wenn nicht der Modus der Ausübung berücksichtigt wird. Fernsehen geschieht in Japan häufig beiläufig, der Apparat rennt den ganzen Tag, beim Essen nicht selten ebenso wie bei der Hausarbeit (die vornehmlich von der Frau erledigt wird). Bei der offenen Frage nach dem präferierten Sport errang Golf den ersten Platz. Auch hier macht es einen großen Unterschied, ob dies in einem obszön teuren Golfklub mit echtem Rasen ausgeübt wird oder ob Schwung aus der Hüfte mit Schläger auf einem Parkplatz und mit imaginärem Ball trainiert wird. Die Golfmanie entspringt nicht zuletzt einem Distinktionsbedürfnis, das allerdings ins Leere läuft oder besser schlägt, wenn Hinz und Kunz eine als elitär geltende Sportart betreiben wollen - ein Inflationseffekt, der sich analog in der Markenartikelsucht in Japan ablesen läßt und einiger Reflexion von wegen mangelndem Distinktionsstreben wert wäre.

Malereivorlieben werden anhand von 30 Malern abgefragt. Japanische und „westliche“ bildende Künstler finden sich auf der Liste, sie werden z.T. extensiv biographisch und stilistisch im Text vorgestellt. Literaturpräferenzen wurden in 13 Genres untergliedert und erhoben, bei den Filmvor-

lieben waren es 14. Durchgängig zeigen sich grobe Klassenunterschiede, aber auch feine Binnendifferenzen sowie klassenübergreifende Gemeinsamkeiten, insbesondere bei hohem Emotionsgehalt der Objekte. Bei verschiedenen großen Kulturkapitalien tauchen Unterschiede auf, wie z.B. beim Comics-Konsum. Ich gehe hier nicht in Einzelheiten. Nur ein signifikantes Detail vielleicht. Die Autoren konstatieren, aufgehängt an der hohen Verweigerungsquote bei der Frage zu Sexfilmen, „daß die Befragten bei ihrem Antwortverhalten mit gezielten, selektiven Verweigerungen dafür sorgen, daß negative Rückschlüsse auf die eigenen Mitgliedschaftskollektive tendenziell ausgeschlossen sind.“ (163) Bitte, könnte es nicht schlicht so sein, daß vielen diese Frage höchst persönlich peinlich war - wer will schon gern als Lüstling gelten? Warum muß man sofort ins Kollektiv und einen soziologisch hochtrabenden interpretatorischen Ausflug ins Fernliegende machen - aber mit exotisierenden Auslegungen dieser Art ist diese Studie allerorten überfrachtet.

Japanologen sind bei Rezensionen von Büchern über Japan eine unangenehme Brut, weil sie die Schrulle haben zu glauben, sie müßten bei falsch transkribierten japanischen Termini versäumte Lektoratsaufgaben nachtragen. Das kann ich mir erfreulicherweise ersparen, weil wahrscheinlich der japanische Co-Autor dafür gesorgt hat, daß (fast) keine Fehler unterlaufen sind. Jedoch finden sich allzu oft - wahrscheinlich aus Seitenbegradigungsgründen beim Setzen - gründlich zerstückelte Wörter, die jeder Trennregel spotten (vielleicht ein anarchistischer Protest gegen die neue Orthographie). Nicht selten stehen da vereinsamte Groß-

buchstaben am Zeilenende wie abgeschlagene Häupter eines Tausendfüßlers, dessen anderes, längeres Ende sich kopflos am nächsten Zeilenanfang weiterschleppt (der ungestüme Vergleich entspringt einem dampfenden Regenzeitkopff).

Das „Experiment“ bleibt trotz alledem interessant - auch die Ergebnisse, wenngleich jene durch das vorweg gebastelte optische Gerät mitbedingt sind. Es stellt sich bei Theorientransfers die grundlegende Frage, ob man zweifellos vorhandene divergente Kulturmuster schon im Forschungsdesign festschreiben oder sich nicht doch auf latente Gemeinsamkeiten verlassen soll. In vorliegendem Werk ist ersteres passiert, als Kontroll- und Anschlußstudie wäre es wünschenswert, einen „individualistischen“ Zugang zu wählen und auch die materielle Seite von Distinktionsbestrebungen mit einzubeziehen. Zudem müßte eine reine Fragebogenaktion durch qualitative Interviews, Beobachtungen und Beschreibungen flankiert werden, um den nicht an die Datenoberfläche kommenden Unterschieden auf die Spur zu kommen. Gewiß ist in Bourdieus Theorie einiges noch schwammig und präzisionsbedürftig, auch sind andere als die in diesem Buch gewählten Operationalisierungen und Fragebogeninhalte denkbar und könnten zu divergenten Befunden führen. Als Testprogramm bleibt das Buch ein interessanter Fall, ohne Nachfolgestudien jedoch alles andere als repräsentativ. Desiderat bleibt ein verfeinertes Instrumentarium mit höherem Auflösungsvermögen sowie eine generationsspezifische Zugangsweise. Sollte Distinktionsverhalten in Japan tatsächlich subtiler inszeniert werden, bedarf es auch subtilerer Methoden, dieses zu enttarnen.

Wolfgang HERBERT